

Verlorener Sohn?

Hermann Brochs Briefwechsel mit Armand



Suhrkamp

SV

Verlorener Sohn?
Hermann Brochs Briefwechsel
mit Armand
1925-1928

Herausgegeben von
Paul Michael Lützel

Suhrkamp Verlag

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage

ISBN 978-3-518-42192-5

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Inhalt

Einleitung des Herausgebers: 1925 – Broch oder die Pädagogik	7
Hermann Brochs Briefwechsel mit seinem Sohn Armand 1925-1928	21
Editorische Notiz	183
Namenregister	186

Einleitung des Herausgebers 1925 – Broch oder die Pädagogik

Hermann Broch fühlte sich zum Pädagogen berufen. Die Arbeit des Textilkaufmanns, die ihm von seinem Vater aufge-drängt worden war, liebte er nicht, und als Alternative faßte er die Tätigkeit eines Hochschullehrers ins Auge. Sein Roman *Die Unbekannte Größe* von 1933 hat insofern autobiographische Züge, als ihr Protagonist ein Hochschulassistent für Mathematik ist bzw. für jenen Grenzbereich, wo Erkenntnistheorie und Mathematik ineinander übergehen. Mitte der 1920er Jahre schrieb Broch sich als Student für Mathematik und Geisteswissenschaften an der Universität Wien ein, und gleichzeitig bereitete er den Verkauf der väterlichen Spinnfabrik in Teesdorf bei Wien vor. Sein Ziel war das Doktorat innerhalb der Philosophischen Fakultät. Allerdings war er vom akademischen Alltagsbetrieb so enttäuscht, daß er den Wunsch, Professor zu werden, bald wieder aufgab. So stark wie die wissenschaftlichen waren auch seine literarischen Interessen, und er hoffte, daß sich ihm als freier Schriftsteller ein größerer Wirkungsbereich eröffnen werde. Wenn man sich Brochs Poetik anschaut, wie er sie in zahlreichen Essays und Briefen der frühen 1930er Jahre dargelegt hat, fällt die ethische Wirkungsabsicht seiner Dichtung auf. Er will neue Realitäten aufdecken, Erkenntnisse zum Verständnis seiner Zeit vermitteln und auf künftige Entwicklungen hinweisen. Diesen ethischen Grundimpuls merkt man den Romanen Brochs, den *Schlafwandlern*, der *Verzauberung*, dem *Tod des Vergil* und den *Schuldlosen* an. Auch seine Abkehr von der Literatur stand im Zeichen des Pädagogischen. Während der Zeit des Nationalsozialismus – vor und während des Exils in den USA – wollte er mit politischen Studien zur Demokratie, mit juristischen Überlegungen zum Menschenrecht und mit psychologischen Analysen des Massenwahns aufklärerisch wir-

ken und etwas zur »Pestbekämpfung«, wie er es nannte, beitragen.

Kinder von Pädagogen haben es nicht leicht, und Armand, der einzige Sprößling aus der Ehe Hermann Brochs mit seiner Frau Franziska, konnte ein Lied davon singen. Ohne Generationskonflikte kommen Familien selten aus, aber der Hiatus, der sich hier zwischen den Einstellungen von Vater und Sohn auftat, schien unüberbrückbar zu sein. Hermann Broch gehörte der expressionistischen Generation an, für die der Erste Weltkrieg eine lebenszeitliche Zäsur bedeutet hatte. Ihre Vertreter reagierten auf die historische Katastrophe mit einer verstärkten Hinwendung zu Philosophie und Literatur, zu Utopie und Kritik. Brochs Sohn dagegen erlebte die Jahre seiner Sozialisation in der Epoche der Neuen Sachlichkeit, während der *Roaring Twenties*, den lärmenden, vergnügungssüchtigen – manchmal auch »golden« genannten – zwanziger Jahren. Er war vierzehn, als ihn sein Vater im Herbst 1924 in eines der teuersten, elitärsten und exklusivsten Internate Europas schickte, ins Collège de Normandie in Clères bei Rouen. Armand schildert einmal einen Tagesablauf des Internats, woraus zu ersehen ist, daß Etikette und Form eine zentrale Rolle spielten. Hier war er von Mitschülern umgeben, die aus Millionärs- und Adelsfamilien stammten und deren Eltern über einen Reichtum verfügten, gegen den die mittlere Wohlhabenheit der Brochfamilie deutlich abfiel. Den Ton gaben junge Leute an, die sich für alle nur denkbaren Sportarten (vor allem Fechten, Tennis, Golf und Reiten) interessierten, die von Rennfahrern in den neuesten Modellen von Mercedes, Fiat oder Renault schwärmten und bei deren Schulfesten das Reitturnier der Kollegiaten die wichtigste Rolle spielte. Eine Ausbildung in der Jagd gab es nicht, doch konnte man sich in einem speziell dafür eingerichteten Internatsclub im Waldhornblasen üben. Zu den Kollegfesten wurden Politiker wie der amerikanische Botschafter eingeladen, aber auch Berühmtheiten wie die

Luftfahrtpioniere Chamberlain und Levine, die 1927 (sieben Wochen nach Lindbergh) den Atlantik erstmals als Duo überflogen hatten. Die Schüler waren Jazz-Fans, spielten Saxophon und Banjo, tanzten Charleston, ließen sich in ihrem Collège-Kino die aktuellen Filme mit Buster Keaton nicht entgehen, unternahmen kostspielige Reisen, besuchten sich gegenseitig auf den Schlössern oder in den Villen ihrer Eltern und sahen ansonsten zu, daß sie die geforderten Schulkenntnisse erwarben, um das Baccalauréat, das Bachot, zu bestehen, um dann an einer der Grandes Écoles in Frankreich oder an Eliteschulen in England oder den USA ein Studium zu absolvieren, bevor sie in die Fußstapfen der Väter traten, um die elterliche Firma zu übernehmen, den angestammten Landsitz zu erben bzw. führende Positionen in Wirtschaft, Politik oder Ministerialbürokratie anzutreten. Das war die Regel, und zunächst schien auch Armand da keine große Ausnahme zu machen. Auch er verbrachte die meiste Zeit mit Tennis, Charleston, der Lektüre von Autozeitschriften, mit dem Abzeichnen der Karosserien der neuesten Automobilmodelle, mit Reisen und Wochenendausflügen zu den Villen der Mitschüler oder zu den französischen Seebädern, die sich als Treffpunkte der High-Society eingebürgert hatten. Ein Freund Armands, der in der Korrespondenz öfters erwähnt wird, war der gleichaltrige Ernest Labouchère, dessen Vater ein steinreicher holländischer Bankier war und dessen Großvater (Ehemann einer amerikanischen Millionärin) als Generalvertreter von Standard Oil in Frankreich auf einem Schloß residierte. Der Lebensstil der Labouchères in Paris, in der französischen Provinz und in Amsterdam war für Armand von atemberaubender Märchenhaftigkeit, und der Vater hatte es nicht leicht, den Sohn auf den Boden der Realität seiner Herkunft aus einer kleinen Fabrikantenfamilie zurückzuführen. In einem nicht geringen Teil der Korrespondenz denken Vater und Sohn darüber nach, wie man der überfälligen Gegeneinladung an Ernest Labouchère ins

provinzielle Teesdorf bei Wien bzw. in das bescheidene Herrenhaus auf dem Fabrikgelände der dortigen Spinnerei entgehen könnte. Die Mitschüler spürten, daß Armand nicht so ganz zu ihrer sozialen Schicht gehörte. So berichtete der Sohn dem Vater am Anfang der Korrespondenz, daß er zu einer Art Prügelknabe seines Schuljahrgangs zu werden drohe. Doch gelang es ihm, sich durch überdurchschnittliche Erfolge im Tennis- und Golfspiel Respekt zu verschaffen, wodurch er schließlich sogar eine gewisse Popularität erlangte. Das allerdings waren Leistungen, die der Vater nicht anerkannte: Der wollte glänzende Zeugnisse in den akademischen Fächern sehen, und davon konnte bei seinem Sohn keine Rede sein. Nur was die Fähigkeiten Armands im Zeichnen betraf, rang der Vater sich einmal ein Lob ab, allerdings nicht im Hinblick auf die Darstellung von Automobilen. Er hatte Armand einen kleinen Auftrag vermittelt: Für die Baumwolljutfabrik seines Freundes Felix Wolf sollte er einen neuen Briefkopf entwerfen. Das gelang. Wolf akzeptierte und zahlte ihm ein Honorar von fünfzig Francs. Es war ein Erfolg, zu dem jeder gute Pädagoge gratuliert hätte.

Isoliert fühlte Armand sich in Clères aber auch, weil es keine deutschsprachigen Mitschüler gab. Er freute sich auf die Ferien in Wien auch deshalb, weil er dann nach Monaten wieder einmal Deutsch sprechen konnte. Die Gründung des Internats war 1902 von einer Gruppe anglophiler Franzosen betrieben worden, und das erzieherische Ideal war im Geist der sich damals anbahnenden *Entente cordiale* zwischen Frankreich und England formuliert worden: Französische Rationalität sollte sich mit englischem Sportsgeist verbinden. Als Armand das Collège de Normandie besuchte, war Louis Dedet Schuldirektor, ein ehemaliger französischer Rugby-Star, der von deutsch-französischer Freundschaft nicht viel hielt. Dementsprechend gab es neben den französischen Schülern zwar einige aus England, den Niederlanden und Belgien, aber niemanden aus Deutschland. Nur ein weiterer Schüler

stammte aus Österreich, aber der war vier Jahre jünger als Armand: Prinz Franz Josef von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Sohn der berühmten Stephanie Hohenlohe, die später in Hitlers Diensten versuchte, in England eine deutschlandfreundliche Stimmung zu verbreiten. Während der Jahre im Internat hatten die beiden Österreicher kaum Kontakt miteinander, doch wurden sie während des Krieges im amerikanischen Exil Freunde.

In die dem Luxus und den Moden zugewandte Lebensatmosphäre der europäischen *jeunesse dorée* in Clères schickte Broch Botschaften aus seiner Welt, die mit der Armands so viel wie nichts gemein hatte. Er empfahl dem Sohn, über den Sinn des Lebens nachzudenken, sich um ein Kulturverständnis zu bemühen, in dessen Mittelpunkt die Überwindung des Todes stehe. Auch möge er – wie in der chinesischen Religion – auf die Liebe des Sohnes zum Vater bedacht sein, Freude an der Erkenntnis haben und sich dem Ewigkeitsgedanken hingeben, nach dem Absoluten, den ewigen Wahrheiten und Werten streben, produktive Arbeit leisten, um dadurch – wie die Religionsstifter – Unsterblichkeit zu erlangen. Der Sohn konnte darauf nicht antworten, weil ihm aufgrund seiner kindlich-jugendlichen Disposition, seiner Sozialisation und seiner Interessen Überlegungen fremd blieben, die Brochs Werttheorie entstammten. Ausgerechnet auf einen Brief, in dem der Vater über den tieferen Sinn und Zweck des Lebens räsonierte, zeichnete der Sohn – gleichsam aus Protest – die neuesten Automodelle, die er aus Autozeitschriften und von den Elternbesuchen der anderen Schüler her kannte. Armand fragte in den Briefen an den Vater nicht nach ewigen Werten, sondern bat um das Photo des neuen Mercedes, den Broch als Firmenwagen auf Drängen seines Bruders Friedrich (ebenfalls ein Autonarr und den konkreten Genüssen des Lebens zugetan) angeschafft hatte. Broch sah bald ein, daß er seinem Sohn zuviel unverständliche Philosophie zugemutet hatte. Armand wiederum wollte den

Vater für seine Tennis- und Golferfolge begeistern, mit ihm über die neuesten Rennwagen, die Qualität von Autolacken diskutieren und empfahl ihm, in Paris die neue Automobilausstellung zu besuchen. Er schickte Broch ein Album seiner Zeichnungen von Autokarosserien, aber der Vater wußte damit nicht viel anzufangen. Der Sohn wollte dem Vater die Vor- und Nachteile der neuen Modelle von Minerva und Hispano-Suiza, Rolls-Royce und Mercedes, Stutz und Lombard, Buccioli und Bugatti erklären, aber da mangelte es an jeder Kenntnis und Lernfähigkeit beim Vertreter der älteren Generation. Broch konnte nicht einmal Auto fahren. Hingegen empfahl er dem Sohn wiederholt, sich Grünewalds Kreuzigung in Colmar anzuschauen. Dieses Kunstwerk hatte auf ihn einen nachhaltigen Eindruck gemacht, als er es in seiner eigenen Jugend besichtigt hatte, und in seinem Roman *Die Schlafwandler* bildet der Isenheimer Altar den kunsthistorischen Intertext. Der Sohn liebte alles künstlerisch Populäre, der Vater hatte sich ganz der Hochkultur verschrieben. Einmal schien es zum Einverständnis zu kommen: Broch gab Armand den Science-fiction-Roman *Le Docteur Lerne, sous-Dieu* zu lesen, einen Schauerroman von Maurice Renard, sicher denkbar weit von dem entfernt, was Broch an sich in der Literatur schätzte. Aber das Buch handelte von den Gefahren einer Naturwissenschaft, die sich nicht mehr an ethischen Maßstäben orientiert, vom Streben nach Unsterblichkeit, wenn auch auf physische statt auf geistige Weise, und zudem wurden rasante Autofahrten geschildert. Dem pubertierenden Sohn traute der Vater zu, die handfest sexuellen Szenen verarbeiten zu können. Aber auch hier kam es zu keiner Diskussion: Der Leiter des Internats machte Armand klar, daß die Lektüre eines solchen Romans nicht erwünscht sei. An sich wollte Broch seinem Sohn auch Jaroslav Hašeks *Schwejk*-Roman schicken, der gerade erschienen war, aber nach dieser Intervention unterließ er es lieber.

Der Gegensatz zwischen den Generationen wird deutlich,

wenn man die Wünsche des Sohnes mit den Erwartungen des Vaters vergleicht. Armand dachte weniger an schulische Leistungen als daran, wie die nächsten Ferien zu verbringen seien. Er bat ständig um weiteres Geld für Reisen, Tanz- und Reitstunden, Schokolade, Zeitungen, Alben, ein neues Fahrrad, für Geschenke an Dritte, für Kleidungsstücke und Mode-Accessoires, die in jener sozialen Schicht, der er sich zugehörig glaubte, die kleinen Unterschiede, auf die man Wert legte, verdeutlichten: die Anzüge, die Gürtel, die Hand-, Haus-, Tanz-, Tennis-, Strand- und Lackschuhe, die Tennis- und Golfschläger etc. Er gab jeweils auch die genauen Preise an, um dem Vater zu demonstrieren, daß er kein Verschwender sei, sondern nur das Allernotwendigste anschaffe. In seiner die Mehrausgaben betreffenden Verteidigungsstrategie machte er dem Vater, der ständig zum Sparen mahnte, den genialen Vorschlag, ihm doch mehr Geld zu schicken, dann könne er auch mehr sparen. Vor allem aber wollte der Sohn mehr Zeit gemeinsam mit dem Vater verbringen. Der hatte 1924 einmal mit Armand eine ihm unvergeßliche dreiwöchige Ferienreise durch Süddeutschland unternommen, aber danach wurden längere Begegnungen Ereignisse mit Seltenheitswert. Wenn Armand in den Schulferien in Wien bzw. Teesdorf war, nahm den Vater die Fabrik in Beschlag, und abends ging er seinen mathematischen und philosophischen Studien nach. Viel von dem renitenten Verhalten des Sohnes hatte wohl mit der Tatsache zu tun, daß Broch sich (sieht man vom Briefeschreiben ab) nicht genügend Zeit für ihn nahm. Auch wollte Armand im Internat weg von dem allzu anstrengenden, ihn überfordernden Schwerpunkt Mathematik hin zur Philosophie, die er sich leichter vorstellte. Broch verlangte, daß der Sohn in den Ferien nicht bloß auf Vergnügen und Abwechslung bedacht war, sondern den Stoff aufholte, den er während der Trimester im Collège nicht gelernt hatte. Der Vater erwartete, daß der Sohn in allen Fächern brilliere, besonders in der Mathematik, die er für das

wichtigste Fach überhaupt hielt. Broch wollte, daß Armand viele Fremdsprachen lernte (besonders auch Englisch), und das sollte er gefälligst ohne die teuren Nachhilfestunden zustande bringen. Aber alles Mahnen und Predigen fruchtete nichts: Armand blieb bei seinem auf Freizeit abgestellten Lebensstil. So fiel er bei der ersten Bachot-Prüfung durch, aber auch bei der ersten und zweiten Wiederholung des Examins versagte er.

Kein Wunder, daß der Vater ungeduldig wurde. Das Schimpfen brachte aber nichts, verschlimmerte die Situation eher, und Armand erwähnte oft, wie traurig ihn die väterlichen Vorwürfe machten. Welcher Teenager liest schon, ohne seelisch Schaden zu nehmen, väterliche Briefe voller Vokabeln aus dem Wörterbuch der schwarzen Pädagogik, Botschaften, in denen er als Trottel (das besonders oft), Depp, dummer Kerl, aggressiver Rechthaber, Nichtstuer, Kind von sechs Jahren, Schnatterich, Hochstapler, Schwindler, Bluffer, Verbrecher, als blöd, ungezogen, sentimental, snobistisch, weibisch, bockig, humorlos, frech, dreckig, frivol, böswillig und vor allem als vergnügungssüchtig angeklagt wird. Und dann prophezeite der Vater dem Sohn auch noch: Falls er sich nicht ändere, werde er – wie einige seiner faulen Schulkameraden auch – unter die Räder kommen und in der Kulturlosigkeit untergehen.

Nach solchen Tiraden bekam der Vater selbst ein schlechtes Gewissen, und so warb er in anderen Briefen um die Freundschaft des Sohnes. Einmal berichtete Broch, den es Anfang 1928 auf einer Geschäftsreise nach Berlin geführt hatte, von der Piscator-Aufführung des *Schwejk*, also der dramatisierten Fassung des Romans von Jaroslav Hašek. Bei dem Aufenthalt besuchte er auch eine Kabarett-Vorstellung mit Karl Valentin – letztere gefiel ihm besser, wie er dem Sohn schrieb, als das Stück, weil der Roman sich zur Dramatisierung nicht eigne. Das waren briefliche Mitteilungen, wie sie der Sohn sicher gerne öfters bekommen hätte, denn

Karl Valentins Sketche gehörten zu jenen populären Kunstgattungen, die Armand lagen. Auch in seinen Reaktionen auf die ersten beiden nicht bestandenen Bachot-Prüfungen verhielt Broch sich seinem Sohn gegenüber loyal, verbreitete die schlechte Nachricht noch nicht im Familien- und Bekanntenkreis und setzte alles daran, das Nachholen des Examens zu ermöglichen. Die Verlängerung im Internat wurde genehmigt, und als das auch nichts nutzte, finanzierte der Vater dem Sohn ein Studienjahr in Paris. Broch hatte schließlich auch Verständnis dafür, daß Armand vom Schwerpunkt Mathematik abrückte und den Fokus Philosophie wählte. Auf diesem Gebiet ließ er ihm ebenfalls alle denkbare Unterstützung zukommen. Nicht nur, daß er selbst ihm Bücher zum Kantianismus und Neu-Kantianismus empfahl und nahezubringen versuchte; er wandte sich auch an führende Wissenschaftler der Sorbonne und des Collège de France, damit Armand ihre Seminare belegen und Privatstunden nehmen konnte. So wurde im Frühjahr 1928 Jean Baruzi, einer der führenden Religionssoziologen seiner Zeit, Armands Mentor. Zudem belegte Armand Privatissima bei Maurice Blondel, einer Koryphäe auf dem Gebiet theistischer Metaphysik, und Seminare bei André Siegfried, dem Mitbegründer der modernen Politologie. Broch war sich dessen bewußt, daß dies einen Aufwand darstellte, der zum Bestehen des Bachots nicht erforderlich war. Da er aber meinte, daß sein Sohn ein genuines Interesse an philosophischen Fragestellungen entwickelt hatte, förderte er ihn mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln.

Brochs Interesse an der Psychoanalyse begann im Jahr 1928. Er begab sich bei der Freud-Schülerin Hedwig Schaxel-Hofer in Wien in die Analyse, und diese Konsultationen halfen ihm bei seiner Entscheidung für den Schriftstellerberuf. Da Broch vermutete, daß sein Sohn unter akuten Lernhemmungen leide, finanzierte er ihm in Paris eine kostspielige Analyse bei Rudolph Maurice Löwenstein, dem renommierten Ver-

treter der Ich-Psychologie und damals Mitbegründer der Société Psychanalytique de Paris. (Löwenstein war der Lehranalytiker von Jacques Lacan.) Alles vergebens: Von dem Psychologen fand Armand sich nicht verstanden, und seine Ausflüge in die Philosophie (samt Religionsgeschichte und Politologie) blieben dilettantisch und halbherzig. Sie waren von keinem Nutzen fürs Bestehen der Bachot-Prüfung. Vielleicht hatte er seinem Vater das philosophische Interesse auch nur vorgetäuscht, um ein Jahr Paris finanziert zu erhalten, denn aus einer Reihe von Bemerkungen in den Briefen aus dem Jahr 1928 geht hervor, daß Armand die vergnügliche Seite des Lebens in der französischen Hauptstadt mehr schätzte als die Arbeit für seine Seminare und für die Prüfungsvorbereitungen. Alles scheiterte, wie Broch im letzten hier veröffentlichten Brief richtig feststellt, an der hemmungslosen Vergnügungssucht des Sohnes.

Die konnten sich die Brochs eigentlich nicht mehr leisten. Die Briefe zwischen Vater und Sohn bezeugen die Verarmung der Familie Broch. Bis in die Jahre 1924/25 hielt der Wirtschaftsboom der Nachkriegsjahre an. Die Spinnfabrik Teesdorf hatte vor dem Ersten Weltkrieg große Mengen von Baumwolle in Übersee bestellt, und die wurden nach dem Krieg zu Preisen von 1914 ausgeliefert. Wegen der inzwischen eingetretenen kriegsbedingten Verteuerungen machte die Baumwollspinnerei der Familie Broch zwischen 1919 und 1924 große Gewinne. Mit diesem Bonus war es Mitte der 1920er Jahre vorbei. Jetzt wurden die Gewinnmargen immer geringer, und die beginnenden Wirtschaftskrisen brachten die Firma in Schwierigkeiten. Wären die ökonomischen Einbrüche im Jahr 1924 schon voraussehbar gewesen, hätte man Armand wohl nicht in das teure Collège de Normandie (mit einem Schulgeld von 12 000 Francs pro Jahr) geschickt. Benutzten Vater und Sohn 1924/25 noch wie selbstverständlich bei ihren Reisen zwischen Paris und Wien den Orientexpress – die teuerste Eisenbahnverbindung zwischen den

beiden Hauptstädten –, so konnte man sich 1926 kaum noch die zweite Klasse auf den normalen Personenzügen leisten. Broch verlangte, daß Armand nun dritter Klasse fahre. Allerdings wurde diese Art der Fortbewegung vor den Schülern und Lehrern schamhaft verschwiegen, denn Armand wäre ausgelacht und verachtet worden, wenn diese unstandesgemäße Art zu reisen ruchbar geworden wäre. Das Dritte-Klasse-Reisen beherrscht als Thema eine ganze Reihe dieser Briefe. Der Sohn protestierte mit allen nur denkbaren Argumenten, aber der Vater blieb in dieser Beziehung hart. 1924 hatte man Armand noch versprochen, daß man ihm bei guten schulischen Leistungen einen schicken Austro-Fiat (das Traumauto seiner Kindheit) kaufen werde, aber jetzt wurde ihm sogar die Bitte um einen Hilfsmotor an seinem Fahrrad abgeschlagen. Kaum ein Brief verließ den Teesdorfer Schreibtisch in den Jahren 1926/27 in Richtung Clères, in dem nicht von der Wirtschaftsflaute, vom Sparen, von Sorgen und Katastrophen, von traurigen Zeiten, von drückenden Geldverhältnissen, von Finanzierungsproblemen, von der Hoffnungslosigkeit der industriellen Krise, von Arbeiterunruhen, schweren Verhandlungen beim Verkauf der Fabrik und schließlich vom bescheidenen Vermögensrest der Familie die Rede war. Die Spinnfabrik Teesdorf wurde 1927 an Brochs Jugendfreund Felix Wolf, den Besitzer von Spinnereien und Gießereien im tschechischen Tannwald, verkauft. Das war eine für Armand deprimierende Tatsache, denn er hatte sich bisher als Alleinerbe der Fabrik gesehen und hatte immer gehofft, als Erwachsener die Firmenleitung übernehmen zu können.

Vater und Sohn waren nicht in der Lage, eine Verständigungsbasis zu finden. Der Sohn hatte beim Start ins Leben, so sah es Broch, versagt, und Broch war als Pädagoge gescheitert. Die Beziehung zum Sohn wurde auch dadurch verkompliziert, daß Armand sich durch den Verkauf der Fabrik enterbt fühlte. Kein Wunder, daß er sich nach einem Ersatzvater umsah, den er in seinem Onkel Rudolf von Ro-

thermann, einem Bruder seiner Mutter, fand. Der war Gutsbesitzer und Rübenzuckerhersteller im ungarischen Burgenland. Rudolf war kinderlos und hatte einen Narren an Armand gefressen, dessen Lebensauffassung des *dolce far niente* er teilte. Er adoptierte Armand in den frühen 1930er Jahren, und so wurde das Gut des Onkels in Csepreg eine Art zweiter Heimat für den jungen Mann. Seitdem nannte Armand sich H. F. (Hermann Friedrich) Broch de Rothermann. Allerdings konnte er sich auch auf dem Gut nicht zu einer Arbeit entschließen, und so machte er sich auf Wanderschaft, abenteuerete in Österreich, Italien, Griechenland und Frankreich herum.

Vater und Sohn standen im Sommer 1928, als die Korrespondenz zwischen Clères bzw. Paris und Teesdorf bzw. Wien aufhörte, vor einem Scherbenhaufen: Armand war fast achtzehn Jahre alt und wußte nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte, aber auch der Vater befand sich mit seinen knapp zweiundvierzig Jahren in einer prekären Situation. Die alte Karriere als Industrieller hatte er abgebrochen, doch gab es keine Garantie dafür, daß der Beginn der neuen Laufbahn als freier Schriftsteller erfolgreich sein würde. Zudem ging damals die seit zehn Jahren bestehende Liebesbeziehung zwischen Broch und Ea von Allesch in die Brüche. Von nun an versuchten Vater und Sohn eigene Wege zu gehen, was dem Vater besser gelang als dem Sohn. Der fing nach dem Abschied vom Gut Csepreg zahllose Arbeiten bei unterschiedlichen Agenturen und Unternehmen an (vor allem in der Tourismusbranche und im Autohandel), aber was immer er anpackte, war – jedenfalls bis ins vierzigste Lebensjahr – nicht von langer Dauer. Er lag seinem Vater nach wie vor auf der Tasche. Ab und zu arbeiteten sie auch zusammen, etwa bei dem Schwank *Es bleibt alles beim Alten* von 1934, und schließlich wurden sie Schicksalsgenossen im amerikanischen Exil. Auch hier behauptete sich der Vater besser als der Sohn. Als Broch im Mai 1951 starb, war Armand vierzig Jahre alt.

Erst jetzt fing er an, sein Leben im Sinne einer bürgerlichen Berufskarriere zu gestalten. Er wurde ein erfolgreicher Fremdenführer bei Luxusreisen für Mitglieder der High-Society, des internationalen Jet-set, mit dessen Eigenheiten er seit den Jahren im Collège de Normandie vertraut war. Da er sich lange in Frankreich, Italien, Griechenland und Amerika aufgehalten hatte, beherrschte er die Sprachen dieser Länder, war so polyglott wie kosmopolitisch. Mit einem Arbeitseifer, den man bis dahin an ihm nicht gekannt hatte, gründete er zusätzlich ein Übersetzungsbüro in New York, arbeitete als Simultandolmetscher bei internationalen Konferenzen und bewährte sich auch als Nachlaßverwalter des Werkes von Hermann Broch. Im Alter wurde er zum literarischen Übersetzer. So übertrug er Bücher von Elias Canetti und Gregor von Rezzori aus dem Deutschen ins Englische, und die Krönung dieser Tätigkeit war die Übersetzung von Brochs Roman *Die Verzauberung*. Sein Lieblingshobby blieb das Tennis, in dem er seine ersten Erfolge im Collège de Normandie erzielt hatte und das ihm viele Trophäen einbrachte. Für schicke Autos schwärmte er bis ins hohe Alter. Armand verdankte seinem Vater die Schuljahre in Clères und in Paris, und ohne dessen Hilfe hätte er seine amerikanischen Emigrationsunterlagen im Kriegsjahr 1941, als er in einem französischen Lager interniert war, nicht zusammenbekommen. Broch war schon drei Jahre zuvor in die USA geflohen und konnte sich für ihn einsetzen.

Der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn ist zum einen für die Kenner von Brochs Werk und Biographie von Interesse, denn aus den Jahren zwischen 1925 und 1928 gibt es sonst kaum andere briefliche Zeugnisse, die etwas von der damaligen Situation des Autors vermitteln. Der Konflikt zwischen Vertretern der expressionistischen und der jungen neu-sachlichen Generation mit ihren entgegengesetzten Wertorientierungen wird hier in aller Kraßheit deutlich. Broch ging damals der Sohn, den er nicht verstehen konnte, gleich-